



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ph., A.: Aus Maximilian Klingers Leben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus Maximilian Klingers Leben



Als sich vor zwanzig bis dreißig Jahren die Gedanken unsrer litterarischen Kreise dem zuwandten, was sich hundert Jahre früher in Deutschland zugetragen hatte, da wurden zugleich mit der Wiedererweckung des jungen Goethe auch seine Gefährten aus der Sturm- und Drangzeit wieder entdeckt, deren bedeutendster Klinger war. Ihm widmete bald darnach sein Großneste und Pate, Max Krieger in Darmstadt, ein Buch, das den berühmten Vorfahren in jenem frühern Abschnitt seines Lebens behandelte. Sechzehn Jahre später hat er jetzt den zweiten Teil der Biographie herausgegeben: Klinger in seiner Reise und dazu ein Briefbuch (Darmstadt, Bergsträßer, 1896). Beides ist mit der feinen Sorgfalt gearbeitet, an der Sachbeherrschung und litterarischer Geschmack gleichen Anteil haben. Es sei ihm dunkel, meint Krieger in der Vorrede, ob er mit diesem Buche noch einigem Interesse begegnen werde an dem selbständig einsam entwickelten Klinger der spätern Jahrzehnte. Wir glauben, daß es allerdings der Fall sein wird, weniger freilich hinsichtlich des Schriftstellers Klinger, obwohl seine Romane und seine „Betrachtungen“ wegen der reichen Erfahrung des Weltmannes sicher noch heute lesenswert sind, weit mehr, insofern der Inhalt des Buches zusammenhängt mit dem ganzen geistigen Leben der ersten dreißig Jahre unsers Jahrhunderts, am meisten aber um des im engern Sinne Biographischen willen. Denn eine gute Biographie, wie diese, gehört nicht nur zu dem Unterhaltendsten, was es giebt, sie unterrichtet auch, wie oft genug von Plutarch bis auf Rousseau bemerkt worden ist, einen nachdenkenden Leser deutlicher und eindringlicher über den geschichtlichen Inhalt einer ganzen Zeit als die meisten eigentlichen Geschichtsbücher. Außerdem hat das Buch noch einen besondern Wert durch die warme Pflege der Erinnerungen, die Klinger mit seiner alten Heimat verbanden, und die in dem engern Kreise der Landsleute Kriegers ohne Frage einen herzlichen Widerhall finden werden. Um dem Leser einen deutlichen Eindruck zu verschaffen, werden sich diese Bemerkungen den letzten zwei Gesichtspunkten näher halten als dem Dramatiker, Romanschreiber und Moralphilosophen Klinger, hinsichtlich dessen mit einem kurzen Auszuge der eingehenden Analysen Kriegers wenig gewonnen wäre.

Klinger gehört zu den wenigen aus kleinen und dürftigen Verhältnissen auf eine hohe gesellschaftliche Stufe emporgehobnen Menschen, die sich in die Veränderung so zu schicken wissen, daß ihnen nicht die nachschleppenden Zeichen des Emporkömmlings ihr äußeres Glück vor der Welt verkümmern und verleiden. Er war nach vielversprechenden, aber abenteuerlichen Fahrten einer unruhigen Jugend als Offizier in den persönlichen Dienst des Großfürsten und spätern Kaisers Paul von Rußland, in eine sichere, bequeme und an Zerstreuungen und Anregungen aller Art ergiebige Stellung gekommen, hatte sich in Petersburg verheiratet und stieg in Amt und Ehren zuletzt bis zum Kommandeur des Kadettenkorps mit dem Range eines Generalleutnants und zum Kurator der neu eingerichteten Universität Dorpat. Später, nach der Ermordung Pauls, wurde er der besondre Vertraute der geistvollen Kaiserin-Witwe und hielt sich auch unter ihrem Sohne Alexander, ohne diesem persönlich näher zu treten. Er war zwar nach russischen Begriffen keineswegs reich, aber angesehen, wenn auch in den eigentlich russischen Kreisen nicht gern gesehen, seit sich hier, etwa mit dem Jahre 1812, die Eifersucht auf die deutschen Einwanderer immer mehr hervorthat. Seine amtliche Thätigkeit erfüllte er mit einem Ernst, der vielen als Pedanterie erschien, und der namentlich die fremden Besucher zu enttäuschen pflegte, wenn sie sich ihn nur als deutschen Dichter und Romanschriftsteller gedacht hatten. Seine Stellung bot ihm vor allem später, als er nicht mehr bloßer Hofkavalier war, viele Schwierigkeiten. Ohne streng durchzugreifen, konnte er weder mit den Kadetten fertig werden, noch mit den Professoren und den akademischen Behörden in Dorpat, und so lag auf seinen Schultern eine Arbeitslast, gegen deren Bürde gehalten sein großer Jugendfreund in Weimar den Inhalt seines ebenso vornehmen Amtes gleichsam spielend erledigen konnte. Klinger hätte in Deutschland nicht so hoch steigen können, und bei verschiedenen Versuchen, zurückzukehren, empfand er seinen Rang als das Hindernis einer für ihn passenden Stellung. Die große Liebe zu seiner alten Mutter in Frankfurt und zu seinen Schwestern, ein starkes Heimatsgefühl, das mit zunehmendem Alter zur Sehnsucht wurde, endlich deutscher Sinn, nicht nur Litteraturinteresse, sondern kräftige und sogar zornige Vaterlandsliebe zogen seine Gedanken nach dem Westen, den er doch nicht wiedersehen sollte, nachdem eine erste große europäische Reise mit dem glanzvollen Hofstaat des Großfürstenpaares gemacht worden war (1781 und 1782).

Klinger pflegte seinen an äußern Erfolgen reichen, aber auch keineswegs mühelosen Lebenslauf gern als ein „Glückmachen“ zu bezeichnen. Mitten darin war es ihm immer ein wirkliches Bedürfnis, litterarisch thätig zu sein, und in unbegreiflich kurzen Zeiträumen entstanden die verschiedenartigsten Dramen und Romane, die heute niemand mehr liest. Sie gehörten mit zu seinem Leben, denn sie haben seine Unruhe gestillt, aber Glück haben sie ihm nicht gebracht. Er hätte, wie Rieger richtig bemerkt, den Zeitraum nach Lessing

auf bedeutende Weise mit ausfüllen können; Goethe und Schiller verdunkelten ihn, und dadurch wurde er überflüssig. Es war ihm immer sehr ernst mit seinen Dichtungen, sie waren ihm, wie Goethen, Teile seines innern Lebens, dem er Klarheit dadurch verschaffen wollte. Die Grundtriebe sind kräftig und männlich; er hatte sich eine Theorie von der moralischen Kraft, die den Dichter mache, ausgebildet und stellte einem Wilhelm Meister oder Tasso seine anders gebildeten Helden geradezu entgegen. Alles bloß ästhetische, aber auch jede Art von Mystizismus war ihm zuwider; was ihn innerlich erfüllte, sollte sich in scharfen und möglichst klaren Sätzen auskämpfen. Aber zu diesem oft sehr in die Breite gehenden Inhalt fand sich keine glückliche Form ein. Seit er einst in seinen „Zwillingen“ mit beigetragen hatte zu der Dichtung der neuen Zeit, hatte sich in Deutschland der Geschmack längst zu schulen begonnen, Schiller und Goethe gaben der Poesie ein Vermaß, das zu schaffen Lessings Begabung nicht ausgereicht hatte, Klinger fand keinen Weg in diese Gefilde, er schrieb nur Prosa, und seine Prosa blieb rau und hart, so eindringlich und so plastisch sie auch reden konnte. Auf einzelne Menschen machten seine Schriften einen tiefen Eindruck, vielfach aber wurden sie, wie die in Deutschland erschienenen Rezensionen zeigen, nicht verstanden, und im ganzen thaten sie keine Wirkung mehr.

Er lebte ja aber auch längst ohne Berührung mit dem Publikum, für das er schrieb. In Rußland kam kaum jemand für ihn in Betracht; es war das Barbarenland, in dem er leben mußte, dessen Sprache er nicht kannte, und dessen Nation er auch gar nicht kennen zu lernen suchte. Die deutsche Welt aber und das litterarische Publikum mit seinen Ansprüchen sah er nur von weitem. Die Großen von Weimar waren für ihn nicht zugänglich, von Goethe, dessen wir noch besonders gedenken werden, hatte ihn ein tactloser Klätcher aus dem Lavaterschen Kreise längst getrennt, mit Herders Humanität wußte er nichts anzufangen, und Schiller, der nun in Weimar gewissermaßen Klingers Platz einnahm in dem Herzen des einst geliebten und immer noch hochverehrten Frankfurter Jugendfreundes, Schiller schickte ihm 1803 durch seinen Schwager Wolzogen einen kühlen Gruß und einen lakonischen Dank für die einst in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts empfangnen litterarischen Anregungen, wobei also der Dichter Klinger der letzten fünf und zwanzig Jahre geflissentlich unbeachtet blieb. Statt dessen mußte er sich an einer gelegentlichen Anerkennung eines ganz andersgearteten Geisteskindes, des aufstrebenden Sean Paul, genügen lassen, und in herzlicher Freundschaft schloß er sich an Fritz Jacobi, vorübergehend auch wieder an Stolberg an, namentlich aber an Goethes vernachlässigten Schwager Schloffer und an dessen Schwiegersohn Nicolovius, der sein Vermittler und Helfer wurde in allen schriftstellerischen Angelegenheiten, die ja nur durch den deutschen Buchhandel betrieben werden konnten. Nicolovius unterstützte ihn dann auch mit rührender Treue bei der

neuen Ausgabe seiner Werke (seit 1809), die unter ungünstigen Zeitverhältnissen nur durch große Geldopfer Klingers möglich wurde. Nieger setzt uns alle diese Ereignisse bis ins kleinste genau auseinander (auch lange nach Klingers Tode 1842 erschien noch eine Ausgabe bei Cotta), aber es ist keineswegs, wie man denken möchte, bloß Bibliographie, sondern ein Beitrag zu dem ganzen litterarischen Leben Deutschlands in jener Zeit, auf dessen interessanten Inhalt wir nur hinweisen können.

Aber wir können uns doch angesichts dieser zahlreichen Bände, deren rein äußerliche Herstellung einem bedeutenden Manne ein Maß von Arbeit auferlegte, dem kein äußerer Gewinn und kein Erfolg entsprach, eine Bemerkung nicht versagen. Klinger spricht einigemal in seinen Briefen aus, daß seine Schriften dieser zweiten Periode ihm „geradezu Selbstzweck“ gewesen seien, daher sei es natürlich gewesen, „daß sie vermöge der Individualität dem großen Publikum das nicht wurden, was sie nur Geistesverwandten werden konnten.“ An einer andern Stelle heißt es: „Wohl glaube ich, daß meine Schriften der Menge nicht zusagen, denn ich wußte es, da ich sie schrieb oder schreiben mußte. Ein Autor, der seine Individualität, zur Sicherheit und Befestigung seines eignen Innern im Kampfe gegen die Wirkungen der Erscheinungen der Welt auf ihn, mit der Wahrheit und dem Mute darstellt, wie sie ihn beleben, kann nur denen etwas sein, die nach gleichem streben.“ Wir meinen nun, und das ist unsre Bemerkung, unsre heutigen sogenannten Modernen, bei denen das Recht der einzelnen Individualität eine so wichtige Rolle spielt, sollten doch noch bisweilen in diesen Bänden blättern. Sie würden daraus wieder einmal lernen, daß es lange vor Ilion schon Agamemnone gab, und sehen, wie ein origineller Geist schon mit weit mehr Weltkenntnis diese jetzt wieder so beliebte Kunst der Aphorismen und Fragmente getrieben hat. Aus seinen „Betrachtungen,“ einer Art von modernen „Tischreden,“ und aus „Weltmann und Dichter,“ ferner aus seiner „Geschichte eines Deutschen“ könnten sie ohne weiteres abschreiben, sie würden damit bessere Figur machen und dem Publikum ebenso modern vorkommen, als wenn sie bei bekanntern Autoren auf die Suche gehen und das Entlehnte leicht umfärben.

Anziehend und vielfach neu wird uns das Verhältnis Klingers zu Goethe geschildert. Hier erscheint der ernste und zugeknöpfte Pessimist gegenüber dem Heitern und Leutseligen, der — als Schriftsteller — alles zum Besten zu lehren wußte, doch persönlich als der nicht nur heftiger empfindende, sondern auch weicher gestimmte. Er hatte nichts in sich von dem erhabnen Egoismus im Ausbau der eignen Persönlichkeit, mit dem Goethe viel später in Beziehung auf Klinger zum Kanzler Müller sagte: „Alte Freunde muß man nicht wiedersehen, man versteht sich nicht mehr mit ihnen, jeder hat eine andre Sprache bekommen; wem es Ernst um seine innere Kultur ist, hüte sich davor.“ Er hatte vergeblich das alte Mißverständnis aufzuklären und die Entfremdung zu

beseitigen gesucht und freute sich herzlich, als die Angelegenheit der bevorstehenden Vermählung der Großfürstin Marie mit dem Erbprinzen von Weimar Abgesandte zwischen beiden Höfen hin und her führte, plötzlich den jungen Voigt mit einem kleinen Empfehlungsbillet Goethes bei sich eintreten zu sehen. Daraus folgten Grüße, Briefe, litterarische Zusendungen hin und wieder, aber von Klingers Seite kommt alles schneller und stets mehr, und alles ist herzlicher, während von Goethe nur ein einziger warm gehaltner Brief (1824) vorhanden ist, zufällig aus demselben Jahre, in das jene klassische Äußerung über die Jugendfreundschaft gehört. Zu einem Wiedersehen, das Klinger in den ersten Jahren nach der Annäherung ernstlich hoffte, Goethe wenigstens zu wünschen behauptete, kam es nicht, zum Glück für beide, namentlich für Klinger, für den die Enttäuschung wohl am größten gewesen wäre. Inzwischen ließ sich Goethe über Klingers neuere Schriften unterrichten, die er für die Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit lesen müsse (1814), aber er las sie nicht, und es blieb bei dem Denkmal, das er dem Jugendgenossen kurz vorher im dritten Teil des Werkes gesetzt hatte. Klinger empfand die Abkühlung auf der andern Seite mit Verstimmung, er giebt dem manchmal einen köstlich sarkastischen Ausdruck, aber seine Bewunderung gewinnt immer wieder die Oberhand, es zieht ihn immer wieder hin zu Goethe, und es ist wenigstens gut für den endlichen Abschluß des Verhältnisses, daß ja Goethe, als Klinger nicht lange vor ihm starb, die Nachricht mit einer aufrichtigen Anerkennung des Verstorbenen aufnahm.

Sie waren weit aus einander gekommen seit jenen Tagen, wo Goethe Klinger, den tüchtigen, armen Kameraden, mit einem herzlichen Empfehlungsbrief auf die Universität Gießen zu Höpfner schickte. Klingers Briefe an die verschiedensten Empfänger sagen hier mit wenigen Worten alles. Wir wollen diese Chronik selbst reden lassen. 1790 (an Schleiermacher in Darmstadt): „Hüte dich vor Apathie, sie ist das Grab des Herzens, des Geistes und endlich des Körpers; je mehr Bilder vor unserm Geist, je mehr Dasein. Glückliche Zeit, da ich nur in der Einbildungskraft lebte, ich gäbe gern meinen kombinierten, kalten Verstand dafür, denn durch diesen entdeckte ich nur die Illusion der lieblichen Tochter der Morgenröte und der stillen Nacht.“ 1799 (an Nicolovius): „Überhaupt sind die deutschen Schriftsteller, wie sie jetzt meistens kantisch und ästhetisch verzerrt sind, Gesellen, die nicht mehr das Lachen allein erregen. Zum Beweise las ich letzters in Schlegels Athenais einige saubere Stellen, da heißt es aphoristisch: Wilhelm Meisters und Fichtes Wissenschaftslehre und die großen wilden Begebenheiten des Jahrhunderts sind die Haupttendenzen unsrer Zeit. Was soll man bei solchem Unsinn thun und sagen? Und wie kann unser Goethe ertragen, daß solche Leute nun Bücher schreiben, um ihn zu loben!“ 1798 (an denselben): „Wie konnte Goethe auf den unglücklichen Einfall kommen, etwas zu machen, wo ein anderer ein Muster

aufgestellt hat, und ein solches Muster!*) Und sprechen nicht alle seine Leute so weise und gebildet, wie der Verfasser oder ihr Schöpfer? Wahrlich, man weiß gar nicht, wo man sich vor der Klugheit dieser Leute hinretten soll; das sind alles verkleidete Goethechen. Und so wie Herr Meister sehr gerühmt wird, daß er sich von dem rohen gemeinbürgerlichen Haufen loszumachen sucht, um unter dem edelgeborenen und hocheleuchteten Häufchen Platz zu nehmen, so rühmt man hier gar gewaltig das wohlgefüllte Haus. Was nun wir armen Bürgerlichen in dem Meister, und das Bettelvolk in dem Gedicht für Trost finden sollen, begreife ich gar nicht. Doch vermutlich will er eine Aristokratie der Kultur auführen, und da muß man ja die Linien der Trennung recht scharf ziehen. In allem dem Ding ist wenig Herz, über allem dem Ding brütet der kalte Egoismus des Verstandes. Ach, was ist die Dichtkunst, wenn sie nicht ein Balsam für die Wunden des Schicksals wird, wenn sie uns nicht über die enge, ängstliche Lage erhebt, wenn sie den Armen nicht reich macht, den Gedrückten nicht emporhebt! Ich lese in allem, was jetzt Goethe schreibt, den entzauberten Dichter, und was das für ein Wesen ist, sollen Sie den Herbst lesen" (nämlich zur Herbstmesse). 1810 (an denselben): „Aus den Verwandtschaften können Sie übrigens sehen, wohin man kommt, was man endlich zusammensetzt, wenn ein gewisser Dämon von einem gewichen ist, wenn man sich nur selbst Genüge gethan hat, kurz wenn man seine männliche Kraft nicht durch Kampf und Thätigkeit entwickelt hat oder ungebraucht liegen ließ. Und so gleichen die aufgestellten Charaktere dem Autor selbst, der in Müßiggang schwelgend Geschöpfe schafft, die, aus Müßiggang, nicht handeln, sondern sich kigeln, um leben zu können. Schade für die schöne Darstellung, aber was für Ungeheuer wird die Messe darauf liefern!" 1815 (an Morgenstern in Dorpat, der ihm nahe gelegt hatte, sein Leben zu schreiben): „Ich kann jetzt nichts weiter hinzufügen, als daß es gegen meinen Sinn und mein Gemüt allzusehr geht, und dann besonders, daß ich schwerlich dem Leser ein erfreuliches Lesen darbieten würde. Mein Freund Goethe konnte dies, er hat mit dem Leben ein Spiel getrieben und stellte es uns so plastisch dar, wie es ihm erschienen ist. Die Wirkung der Erscheinungen auf mich war anderer Art, ich habe sie bekämpft, ich glaube sogar sie besiegt zu haben; aber warum diese Stürme in andern erwecken?"

Zu diesen auf Goethe bezüglichen Auszügen aus dem 291 Briefe enthaltenden „Briefbuche," die mit ihrem treffenden Ausdrucke eine Vorstellung geben können von dem Werte des übrigen Inhalts, wollen wir noch einige Stellen hinzufügen, die sich auf Klingers sehr kräftiges deutsches Vaterlandsgefühl beziehen, die uns aber zugleich durch eine richtige, scharfe, ja sogar voraussehende Beurteilung der damaligen politischen Zustände heute besonders interessant sind.

*) Gemeint sind Hermann und Dorothea und Vossens Luise.

In zwei Briefen an Nicolovius heißt es über Preußens Beruf in Deutschland, zuerst 1808: „Wie viel ich um Preußens willen, aus meiner deutsch-protestantischen Ansicht betrachtet und aus meinem Haß gegen Geistesdespotismus, gelitten habe und wegen der Zukunft noch leide, kann ich Ihnen nicht sagen. In Ihrem Vaterland allein sah ich immer noch Sicherheit für freie, männliche Denkungsart und ihren Ausdruck, Vereinigungspunkt gegen dummen, österreichischen Despotismus, wenn die Zukunft sich ändert, und ich will es noch hoffen, weil ich den entgegengesetzten Gedanken nicht ertragen kann.“ Und 1818 heißt es: „Besonders nehme ich Anteil an euch und euerem langgezogenen Bezirk, der eine wahre politische Musterkarte vorstellen kann. Und so habe ich gleichwohl die Täuschung oder Meinung, daß ihr trotzdem für euch und die andern sehr viel sein könnt, wenn ihr nur wollt und das benutzt, was euch die Vorfahren vorbereitet und als Erbschaft hinterlassen haben, und das jetzt Narren mißkennen wollen und die, gelänge es ihnen, euch um eben das bringen würden, wodurch ihr etwas waret und wieder recht sein könnt, was ihr waret. . . . Und so sage ich, ich hoffe wirklich und hoffe von euch allein Heil für meine Brüder, für meine Deutschen, deren Beispiel zu sein euch Pflicht, Selbsterhaltung, Religion und Politik gebietet.“

Endlich mag noch auf ein paar Äußerungen in Briefen an Nicolovius und Wolzogen aus dem Jahre 1808 über die perfide englische Politik seit 1791 hingewiesen werden, „die schon damals das Gegenspiel nach ihrem Kalkül angegeben“ hätte, und deren Verschmetterung durch „des herrschenden Teufels Werk,“ das die Mächtigen und die Kaufleute mit ihrem Golddurst von Anfang an bis heute befördert hätten, er noch erleben möchte. Diese Äußerungen können die Zeichnung berichtigen, die Gervinus von den Politiker Klinger gegeben hat. Gervinus erklärt nämlich Klingers Abneigung gegen das „erste Bürgervolk des neuen Europas“ aus Sympathie für Rußland. Von solcher aber hatte Klinger eher das Gegenteil, und weil sich Gervinus in die Vorliebe für sein Bürgervolk verannt hatte, so konstruierte er, wenn er in seiner Litteraturhistorie das Politische berührte, und so auch hier bei Klinger unverdrossen weiter, und man muß dann nachträglich immer solche Stücke, weil sie nichts wert sind, aus einer übrigens guten und fein antithetisch gebauten Charakteristik herausnehmen. Der Dichter ist also in diesem Falle ein besserer Politiker, als der politische Historiker.

Klingers späteres Leben wurde immer ernster und einsamer. Die Hoffnung, nach Deutschland zurückkehren zu können, hatte er schon 1802 aufgegeben. Selbst eine Reise dahin, die er von Jahr zu Jahr verschob, war nicht mehr ausführbar, seit sein einziger Sohn gestorben und die Mutter durch diesen Verlust in ein schweres und nie wieder geheiltes Siechtum verfallen war. Dennoch überlebte sie den Gatten noch zwölf Jahre. Seit er die neue Ausgabe seiner Werke vorbereitet hatte, war er nicht mehr litterarisch thätig,

sondern widmete sich, abgesehen von einer umfassenden Lektüre, seinen Ämtern, zuletzt nur noch der Kuratel für die Dorpater Universität, die er mit Interesse, Verständnis und großem Takt führte. Dann, 1816, gab er auch sie auf und lebte bis an seinen Tod (1831) im Verkehr mit wenigen Freunden und bis zuletzt geehrt von den Mitgliedern des Kaiserhauses. Nicht lange vor ihm starb seine Gönnerin, die Kaiserin-Mutter. Wie er seinen alten Freunden in Deutschland immer ein warmer und auch helfender Freund war, so lebten seine Gedanken bis zuletzt in der Heimat, und nach seinem letzten Willen konnte er mit dem reichen äußern Ertrage seines Lebens, da er nun ohne Leibeserben war, das Leben der Seinen in dem Lande, von wo er einst ausgezogen war, neu aufbauen.

u. Ph.



Das schwarze Zeitalter



ie Einfügung des Dampfes und der Elektrizität in die Kammern der menschlichen Willenswerkzeuge ist zwar die eigentümliche That des neunzehnten Jahrhunderts im Gebiete der mechanischen Kultur; in demselben Zeitraum hat aber auch die Verwertung der beiden ältern Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst nicht stillgestanden, und es ist eine offene Frage, ob nicht namentlich die Verbesserung des Buchdrucks mit ihren vielgestaltigen Folgen noch größere Umwälzungen hervorgebracht hat als Eisenbahn, Telegraph und Fernsprecher. Überblickt man die Flut von Büchern und Broschüren, von Zeitungen und Zeitschriften, die jährlich und monatlich, wöchentlich und täglich die Presse verlassen, bedenkt man dann, welchen gewaltigen Anteil die auf uns gekommene Litteratur vergangner Zeitalter zu dem geistigen Verbrauch der Gegenwart beisteuert, so möchte man glauben, daß der moderne Mensch wenigstens die Hälfte seines Tages mit Lesen verbringe.

Zum Teil findet ja die reißende Vermehrung der Geisteserzeugnisse einen Ausgleich in der Abnahme ihres Umfangs. In launiger Weise hat unlängst Friedrich Spielhagen der Wandlung gedacht, die in dieser Richtung während der letzten Jahrzehnte vor sich gegangen ist. Er dürfte nicht mehr daran denken, klagte er, Romane von dem Umfang seiner Erstlingswerke zu veröffentlichen, die sich doch zu der Zeit ihres Erscheinens neben den Monstreromanen eines Gutzkow bescheiden genug ausgenommen hätten. Wir Jüngern haben den Fortgang dieser Verflachung beobachten können. Wer liest noch Auerbachs